

## Aus dem Bücherbestand der Vogtländischen Literaturgesellschaft

*Elfriede Voigt: »Was uns zu Menschen macht«*

### Warum?

Ein Wort hätte vielleicht genügt! Ein Wort hätte mir helfen können zu mehr Klarheit. Möglicherweise hätte dieses eine Wort die Entscheidung bedeutet.

Ich war im letzten Kriegsjahr in Laurahütte bei Kattowitz im Kriegshilfsdienst als Schulhelferin eingesetzt. (Aber 1944 ahnte ich nicht, dass der Krieg bald beendet sein würde, und ich wusste so manches andere auch noch nicht.) An vier Kollegen meiner Schule erinnere ich mich: an meine Reichsarbeitsdienst-Kameradin, an den Direktor, an eine junge, in der Ausbildung stehende Frau und an eine etwa fünfzigjährige Lehrerin, die aus dem Ruhrgebiet stammte. Von dieser war uns nicht bekannt, ob sie als vorbildliche Nationalsozialistin freiwillig Dienst machte im besetzten polnischen Gebiet oder ob sie strafversetzt war. Mir fiel an ihr auf, dass sie uns Neulingen nicht freundlich und hilfreich zur Seite stand; ihre Reden waren schnippisch, von Ironie gewürzt, beinahe giftig. Mit ihr gingen wir dennoch mittags nach Unterrichtsschluss in eine kleine Gaststätte, wo wir – natürlich gegen Marken – ein warmes Essen bekamen.

Auf dem Weg dorthin geschah es: Ich hörte plötzlich hinter mir Holzschuhe klappern und schlurfende Schritte, und ich sah auf der Straße inmitten von vielen Soldaten einige Männer in gestreiften Anzügen. Mir war sofort klar: Das sind Sträflinge, aber ich überlegte gerade noch, warum man für ungefähr acht Männer, die sich kraftlos dahinschleppten, die doppelte Zahl an Bewachungsposten brauchte, als ich eine schneidende Stimme hörte: „Ein guter Deutscher dreht sich weg, wenn solche kommen!“ Erstaunt und erschrocken sah ich mich um: Die Lehrerin und viele andere Fußgänger standen abgewandt und ließen so den Trupp auf der Straße vorbei – und weiter ziehen.

Jetzt – in diesem Augenblick – hätte ich doch fragen müssen: „Warum?“ Warum sollte ich mich vor Zuchthäuslern abwenden? Vielleicht hätte ich dann erfahren, dass es nicht Zuchthäusler, sondern Gefangene aus Auschwitz waren. Möglicherweise hätte mir allein diese Frage eine Strafe eingebracht. Ich weiß das nicht. Aber ich denke, wenn ich die Frage gestellt und eine (oder keine) Antwort bekommen hätte, hätte ich vielleicht angefangen zu überlegen.

Auschwitz lag nur wenige Kilometer entfernt!

### Der Schrei

Schon wenige Jahre nach dem Machtantritt Hitlers mussten die Gymnasien völlig neu organisiert werden. Die gemischten Klassen wurden abgeschafft. Es gab einen Jungenzug und einen Mädchenzug an den nun Oberschule genannten Einrichtungen. Die Bahn war frei für die Vorbereitung der männlichen Jugend auf den Dienst im Militär!! Bei dieser Maßnahme wurde auch meine Klasse aufgelöst. Meine Schwester, ein Schuljahr weiter als ich, hatte mehr Glück: In ihrem Jahrgang waren so wenig Mädchen an unserer Schule, dass man die gemischte Klasse bestehen ließ.

Irmgard war bei den Jungen beliebt. Sie war mit ihren dunklen Locken und braunen Augen nicht nur ein hübsches Mädchen, sondern sie hatte noch einige Vorzüge: Zunächst war sie eine glänzende Mathematikerin, die den Klassenkameraden über Schwierigkeiten dieses Fachs helfen konnte. Außerdem

spielte sie sehr gut Skat, und schließlich saß sie an der Quelle von über sechzig Karl-May-Bänden in meines Vaters Bücherschrank!

Die beiden Mädchen, Irmgard und Brigitte, hatten bei den knapp zwanzig Jungen große Chancen. Die Heimwege von der Schule in den Mittagsstunden waren täglich ein Geleitzug bis kurz vor unser Haus. Man blieb aber lieber vor dem Haus eines Klassenkameraden, der in einer Nebenstraße gleich um die Ecke wohnte, zu einem langen Abschied stehen. Da wurde erzählt und erzählt und gelacht; man fand kein Ende.

Ich konnte das alles vom Eckfenster unserer Wohnung aus beobachten. Sehr bald wurde mir klar, wem die besondere Sympathie meiner Schwester galt: Es war der große, blonde Junge unseres Nachbarn. Immer standen die beiden so, dass sie sich in die Augen sehen konnten! Und ich wartete, wartete, dass Irmgard endlich heimkäme und wir mit dem Mittagessen beginnen könnten. Meine Mutter, die das Essen lang über den Zeitpunkt des Unterrichtsschlusses warm halten musste, stimmte zu meinem Ärger und zu meiner Verwunderung nicht in meine Vorwürfe ein. Sie sagte nur: „Ach, lass' sie nur!“ Vielleicht ahnte sie schon, wie kurz dieses Glück sein würde.

Nach dem Abitur kam dann sehr schnell die Trennung: Alle mussten zum Reichsarbeitsdienst (RAD). Vorher wurde Abschied gefeiert. An diesem Abend sang Günter in fröhlicher Stimmung das Lied: „Freunde, das Leben ist lebenswert!“

Im Herbst 1943 – meine Schwester war inzwischen in der Nähe Schweins beim RAD – erhielten meine Mutter und ich eine Einladung zum Erntedankfest in Hermsdorf. Dort im Osterzgebirge hatte ich im Jahr zuvor wochenlang während eines Kriegseinsatzes gearbeitet, und der Bauer bedankte sich dafür mit dieser Einladung, die für uns bedeutete: Wir konnten uns einmal zwei Tage lang richtig satt essen!

Auf der Heimfahrt von Hermsdorf mussten wir in Freiberg umsteigen. Wir warteten auf dem Bahnsteig auf den Zug. Da marschierte eine Kolonne junger Soldaten heran zur Treppe, die zum Bahnhofsgebäude hoch führte. Und plötzlich ein Schrei! Der Schrei: „Frau Voigt!“ Wir sehen einen Blondschoß, der sich hochreckt, einen Arm, der kurz winkt. Dann war Günter verschwunden, weitergedrängt von den anderen.

In der Luft hing dieser Schrei. Es war kein Ruf, es war ein Schrei, der Aufschrei eines Menschen, der Abschied nimmt, Abschied von einer frohen Jugend, von allen guten Erinnerungen, Abschied vom Leben ....., der Verzweiflungsschrei eines jungen Menschen im Angesicht des Todes an der Ostfront des Großdeutschen Reiches und seines größtenwahnsinnigen Führers.

„Freunde, das Leben ist lebenswert!“

### Das Quartett

Da sitzt ein junges Mädchen auf seinem Bett, dem oberen eines Doppelstockbettes, und starrt vor sich hin. Es weiß genau, die sechs anderen der „Kameradschaft Drei“ beobachten sein Tun, seine Haltung, sogar sein Mienenspiel und warten nur, dass die Tränen fließen. Dann werden sie wieder lächeln oder laut lachen. Das Mädchen ist erst kurze Zeit in diesem Lager des Reichsarbeitsdienstes, weit weg – über 600 km – von der Heimat und sehr allein, weil die anderen schon einen Monat eher angekommen sind und jede sich bereits eine Freundin gesucht hat.

Sie war wegen einer Krankheit zurückgestellt gewesen, die kleine, knabenhaft wirkende Abiturientin mit den zwei langen, blonden Zöpfen. Die Tatsache, dass sie Abiturientin ist, reicht aus, sie von vorn herein als eingebildet einzuschätzen und sie zu isolieren. Es werden noch Wochen vergehen, bis sie mit ihrem Verhalten das Gegenteil bewiesen hat.

In dem Lager des Reichsarbeitsdienstes 6/52 im Schloss Breitenmarkt fehlt zur Zeit ihrer Ankunft die amtlich eingesetzte Maidenhauptführerin. Sie wird vertreten von einer Führerin niedrigeren Ranges, und diese hat ebenfalls die schon erwähnte Abneigung gegen Abiturienten. Weil die Neuangekommene noch nicht zum Außendienst darf, wird sie von ihr zur Säuberung der Kellerräume eingeteilt. Jeden Morgen beim Appell heißt es: „Voigt – Kellerräume!“

Die Keller eines alten Schlosses sind ein bisschen anders als die in Wohnhäusern: Sie sind größer, dunkler und schmutziger. Diesen Keller sauber zu halten, ist schon deshalb unmöglich, weil an jedem Nachmittag die vom Außendienst zurückkehrenden Maiden hindurch laufen mit ihren von der Feldarbeit schmutzigen Schuhen. Demzufolge kann an jedem Morgen von Neuem festgestellt werden, dass die Arbeitsmaid Voigt wieder in die Kellerräume hinunter muss. Ein Mensch, der an sich schon unter der neuen, fremden Umgebung leidet und sich verlassen vorkommt, versucht in stundenlanger Arbeit immer wieder, des Dreckes Herr zu werden, allein in spärlich beleuchteten, übel riechenden, feuchten Räumen.

Doch eines Tages steht eine andere Führerin beim Appell vorn. Sie ruft nicht: „Voigt – Kellerräume!“, sondern befiehlt der Neuen, zu ihr ins Führerinnenzimmer zu kommen, fragt sie einiges zu Familie, Schule und Plänen und zum Schluss: „Sie spielen Klavier, Arbeitsmaid Voigt? Heute 17 Uhr, bitte.“

Im Musikzimmer des Schlosse steht ein Flügel, ein bisschen verstimmt, wahrscheinlich monatelang nicht gespielt. Im Laufe der nächsten Wochen bittet die Führerin immer häufiger, und schließlich lautet ihr Befehl: „Täglich 17 bis 18 Uhr.“ Die Musik wird ein wichtiger Teil des Tages, eine Hoffnung, ein Halt. Immer steht am Tage bei oft schwerer Feldarbeit inmitten Polnisch sprechender Menschen die Aussicht auf die abendliche Stunde am Klavier.

---

gen – das sind die Meldungen über die Siege der deutschen Wehrmacht und Kriegsflotte; Meldungen, für die das laufende Rundfunkprogramm unterbrochen wird, Meldungen, die jeden Deutschen mit Stolz und Begeisterung erfüllen. Der Deutschlehrer hatte neben ihrer abfälligen Bemerkung über die sinfonische Musik am Hefttrand ein großes Fragezeichen geschrieben. Sie hatte gefragt, was das bedeute, aber er hatte sie nur groß und sichtlich traurig angeschaut. Ihre Einstellung zu ernster guter Musik hat sich geändert. Sie könnte vielleicht das Fragezeichen jetzt erklären.

Dann kommt eines Tages im Sommer 1944 die Einladung zu einem Konzert in der Kreisstadt Rosenberg (Olesno). Die Lagerleiterin gibt beim Appell bekannt, dass ein Quartett spielen wird, und fordert die Mäiden auf, es sich anzuhören. Aber der angekündigte Tag ist ein Sonntag, und keine will auf diesen Ruhetag verzichten. Nur die Neue meldet sich; und so neu ist sie inzwischen gar nicht mehr, ist vereidigt und darf also allein nach Rosenberg. Angetan mit der Ausgehuniform, Kostüm und Hut, fährt sie los, nur eine Bahnstation. In der Stadt fällt sie auf, nicht unbedingt angenehm bei der vorwiegend polnischen Bevölkerung, und sie traut sich auch nicht, in einem ganzen deutschen Satz nach dem Weg zu fragen, fragt nur: „Markt?“, und man zeigt ihr die Richtung.

Beim Betreten des Saales meint sie, in die Aula einer Schule zu kommen: Der Saal ist nicht groß, die Reihen aus einfachen Holzstühlen sind gut besetzt. Sie bekommt noch einen Platz, merkt aber sofort, dass sie relativ spät eingetroffen ist, denn die Musiker sitzen schon vorn. Sie tragen die feldgraue Uniform der Wehrmacht. Der Cellist und der, welcher die zweite Geige spielen wird, haben einen Kopfverband, des Bratschers linker Fuß steckt in Gips, und der erste Geiger hat nur noch ein Bein, seine Krücken stehen an der Seite.

Einen Programmzettel hat sie nicht. Ihre Kenntnisse klassischer Musik sind gering; sie weiß nicht, ob Beethoven, Schubert oder Mozart oder ein anderer gespielt wird. Sie hört auch nicht, ob sich da und dort ein Fehler oder eine Unsicherheit einschleichen, denn die vier Musiker haben sich bestimmt erst im Lazarett zum Quartett zusammengefunden.

Kaum sind die ersten Takte gespielt, kommen ihr die Tränen. Sie kann das Weinen nicht unterdrücken, hält sich ein Taschentuch vors Gesicht. Aber sie wird nicht Herr ihrer Ergriffenheit. Wenn sie glaubt, sich beruhigt zu haben, und wieder nach vorn schaut, sieht sie die vier Verwundeten. Ein Gedanke kommt und lässt sie nicht mehr los: Wie froh werden diese Soldaten sein, dass sie ihre Hände noch haben!

Wovor sie bisher die Augen verschlossen und das Denken ausgeschaltet hat, die Erschütterung während der Musik lässt es zum Bewusstsein kommen: das Verbrechen dieses Krieges. Gleichzeitig empfindet sie, dass es andere Ideale gibt als die, denen sie bisher nachgelaufen ist. Sie „desertiert“: Der Eid, den sie auf Hitlers Reich geschworen hat, versinkt, versinkt mit ihren Tränen.

Ins Lager kehrt sie zurück als eine andere. Während ihres Klavierspiels am Abend sagt die Führerin: „Was ist mit Ihnen? Sie spielen heute ganz anders!“

### Wiedergutmachung

Woher habe ich dieses Wort? Stand es in den Zeitungen? Kam es aus dem Radio? War es Bestandteil der Sprache der Diplomaten? Oder hörte ich es nur, wenn die Leute sich darüber unterhielten? Der Ursprung dieses nach der Form so scheußlichen und nach dem Inhalt so dummen Wortes ist mir nicht mehr gegenwärtig.

Aber ich weiß natürlich noch, was mit dem Wort gemeint war. Es galt nach dem Ende des Krieges für uns Deutsche, die in fast allen Ländern Europas getötet, geraubt und zerstört hatten. Wir mussten Maschinen, Ingenieure u. a. in die Sowjetunion schicken, damit dort der Aufbau schneller ginge. In meiner Heimatstadt, einem Eisenbahnknotenpunkt, wurde das Wort gebraucht, als deutsche Kriegsgefangene begannen, Schienen abzubauen. Wir waren davon nicht begeistert, nicht einmal überzeugt, dass richtig sei, was da geschah. Obwohl wir selbst in der ‚Wochenschau‘ gesehen hatten, wie in der Sowjetunion von Spezialmaschinen der Wehrmacht Gleise aufgerissen und damit das Schienennetz unbrauchbar gemacht worden war. Es dauerte Monate, bis sich in meinem Kopf die Einsicht durchzusetzen begann, dass wir eine Menge wieder gut zu machen hatten.

Mit dieser Einsicht kam der Zweifel, ob das Angerichtete überhaupt je wieder gut zu machen sei. Es wuchs die Gewissheit, dass das Wort ein Unsinn ist. Es bezeichnet ein Unmögliches. Man kann Verbrechen nicht rückgängig machen, man kann Tote nicht wieder leben sehen, man kann Zerstörtes nur schwer in alter Schönheit wieder aufbauen.

Für das Leben des einzelnen Menschen gilt das genauso. Ich kann nicht Jahre zurück, um versagte Liebe dem zu geben, der inzwischen tot ist. Ich kann nicht mehr ändern, was durch meine falsche Partnerwahl an meinen Kindern Schlechtes geschah. Ich kann auch nie wiedergutmachen, dass ich den Tod einmal in meinem Leben weitergegeben habe an andere.

Eins aber bleibt mir, bleibt allen Deutschen meiner Generation. Wir müssen es besser machen und dafür sorgen, dass es die Menschen nach uns besser machen.

Damals musste ich zuerst besser werden, musste gut sein. Ein seltsamer Zufall wollte, dass später mein Sohn, wenn ihm etwas schief gegangen oder zu meinem Ärger ausgelaufen war, zu mir gerannt kam mit den Worten: „Ich will wieder gut sein.“ Er sagte nie: Ich will das wieder gut machen.